

Ein Stück Mittelalter heute

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **39 (1956)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-410485>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

endgültig abgetan und abgetötet worden ist — dann sicher nicht jene siegreich und unaufhaltsam vorwärtsdrängenden Diesseitsmächte.

Das ist es, was wir dem wort- und federgewandten, aber auch mit großen Worten so schnell fertigen Schriftleiter der «Evangelischen Woche» zu bedenken geben wollten. Dazu eben mußten wir ihn zuerst am Rockknopf festhalten mit seinen eigenen Worten: Augenblick, bitte . . . !

Omikron.

Ein Stück Mittelalter heute

Bekanntlich hat auf Betreiben des Erzbischofs von Canterbury, Dr. Fisher, die Schwester der britischen Königin auf die Heirat mit dem verdienten, aber (unschuldig!) geschiedenen englischen Offizier Townsend verzichtet. Zu seiner unerbittlichen Haltung soll Dr. Fisher veranlaßt worden sein, weniger aus religiösen oder dogmatischen Gründen, als vielmehr aus opportunistischen Erwägungen im Interesse seiner Kirche, in der es schon lange kriselt. Zwar verstößt die Wiederverheiratung Geschiedener gegen gewisse Grundsätze der Hochkirche; trotzdem wurde die Ehe des geschiedenen Herrn Eden mit einer Nichte Winston Churchills kirchlich eingesegnet. Herrn Townsend hingegen glaubte der Erzbischof ein solches Zugeständnis nicht machen zu dürfen, um nicht noch einmal den orthodoxen Flügel seiner Klerisei vor den Kopf zu stoßen, der durch die vor kurzem erfolgte Anerkennung der Südindischen Kirche in seinen «heiligsten Gefühlen» aufs äußerste verletzt worden war — und mit Uebertritt zum römischen Katholizismus drohte! Um diese stiernackigen Eiferer zu versöhnen, mußte Prinzeß Margaret auf eine Liebesheirat verzichten! Solche Erwägungen kalt berechnender Staatsräson beherrschen eine Kirche, die sich nach dem Manne zu nennen pflegt, der vor zweitausend Jahren die Liebe als das oberste Gesetz menschlichen Handelns predigte.

Wie aber war es zu dem heftigen Disput um die Kirche von Südindien gekommen? Es lohnt sich, dabei zu verweilen. Ist es doch bezeichnend für eine gewisse klerikale Mentalität, von der man nicht für möglich halten sollte, daß sie heute noch viele Köpfe beherrscht. Die Südindische Kirche war erst 1947 nach langen und sorgfältigen Vorbereitungen ins Leben getreten als erster größerer Versuch, christliche Gruppen verschiedener Ueberlieferungen zu vereinigen: Metho-

disten, Presbyterianer, Congregationalisten, Anglikaner. Die uns Außenstehenden harmlos erscheinende Tatsache, daß einige dieser Gruppen keine Bischöfe hatten, war der Hauptanlaß zu dem Konflikt, der beinahe zur Sprengung der Church of England geführt hätte. Absurd? Man urteile selber.

Die englische Hochkirche (als episkopale Kirche, ähnlich der römisch-katholischen) betrachtet die Bischöfe als unentbehrlich für die Ordinierung der Geistlichen. Sie gelten als Glieder einer auf Jesu Apostel nachweisbar zurückgehenden Linie. Kraft dieser «apostolischen Nachfolge» übertragen sie bei der Einsegnung der Geistlichen diesen die Vollmacht zur Ausübung ihres Amtes, zur Austeilung des Abendmahles und zur Sündenvergebung. Diese Weihe fehlt aber den zahlreichen Geistlichen der Südindischen Kirche, die aus den nicht-episkopalen Gruppen übernommen wurden. Mit solch ungeheurem Mangel konnten sich die katholisierenden Orthodoxen der Hochkirche nicht abfinden. Einige sind denn auch prompt zum Katholizismus übergetreten. Doch konnte die Mehrheit auf der diesjährigen Kirchensynode durch Dr. Fisher leidlich versöhnt werden. Immerhin bestehen noch Spannungen, die es geboten erscheinen ließen, den Intransigenten neue Konzessionen zu machen. Und so wird das Beharren der Kirche gegenüber Prinzessin Margaret auf dem Eheverbot für Geschiedene gedeutet. Es muß sich aber erst noch erweisen, ob damit die Kirche in den breiten Massen des britischen Volkes an Sympathien gewonnen hat.

Eine müßige Reinwaschung

Die Schaffhauser «Arbeiter-Zeitung» (vom 29. November 1955) entnimmt der «Gewerkschaftskorrespondenz» folgendes:

Der viel zitierte Ausspruch «Die Religion ist Opium des Volkes» wird allgemein Karl Marx zugeschrieben. In dieser Form wurde er wohl von Lenin gebraucht, nicht aber von Karl Marx. Die Quelle, auf die das Zitat zurückgeht, ist der im Jahre 1843 erschienene Aufsatz «Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie». Darin schrieb Karl Marx:

«Die Religion ist ihr (der Welt) allgemeiner Trost- und Rechtfertigungsgrund . . . Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.»

Es heißt also nicht «Opium für das Volk», sondern «Opium des Volkes», und das ist nun keineswegs dasselbe. Denn wenn man von «Opium für das Volk» spricht, so unterstellt man, die Religion habe die Zweckbestimmung, dem Volke als Opium verabreicht zu werden, wogegen «Opium des Volkes» lediglich zum Ausdruck bringt, das Volk bediene sich der Religion als Mittel zur Selbsttäu-